



MANFRED FASCHINGBAUER

Bayerisch Tot

Kriminalroman

GMEINER



MANFRED FASCHINGBAUER

Bayerisch Tot

TÖDLICHES BURGGEHEIMNIS Kriminaloberkommissar Moritz Buchmann hat sich den Burgfreunden Runding angeschlossen. Dort lernt er Julia kennen, die eines Tages auf der Burgruine ein kleines Kästchen findet. Dieses birgt ein Geheimnis, das rechtsradikale Gruppierungen und die US-Geheimdienste auf den Plan ruft. Dann verschwindet Julia spurlos. Kurz darauf wird im Höllensteinsee das Bein eines jungen Mannes gefunden. Moritz begibt sich auf die Suche nach Julia und der Identität des Toten. Zur gleichen Zeit ermittelt seine Kollegin Melanie Güßbacher in Regensburg im Fall eines in der Donau ertrunkenen Mädchens. Während Moritz und Melanie bei ihren Ermittlungen getrennte Wege gehen, geraten auch noch Moritz' Freunde in Gefahr. Kann er ihr Leben und das Tausender anderer Menschen retten, oder werden seine schlimmsten Albträume wahr?

© privat



Manfred Faschingbauer, 1963 in Bad Kötzing geboren, lebt mit seiner Familie in Blaibach. Nach »Osserblut« und »Bayerisch Kalt« schickt er seinen Kommissar Moritz Buchmann in »Bayerisch Tot« erneut in seiner Heimat, dem Bayerischen Wald, auf Mördersuche.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Bayerisch Kalt (2018)
Osserblut (2017)

MANFRED FASCHINGBAUER

Bayerisch Tot

Kriminalroman

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @GmeinerVerlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag



Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2020 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2020

Lektorat: Teresa Storckenmaier

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: © escada007 / stock.adobe.com

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8392-6249-8

Für Mama.

Danke für deine Geschichten

und für alles andere.

Walter Stemmler duckte sich unter die weit ausladenden Äste des Baumes. Ein nutzloses Unterfangen, das wusste er. Entweder verbargen ihn die Blätter der Buche, unter der er das Motorradgespann abgestellt hatte, oder eben nicht. Sechs Jahre an den Fronten von Frankreich bis Moskau hatten jedoch seine Sinne geschärft und unlöschbare Reflexe in ihm verankert. Sein Körper reagierte auf bestimmte Vorgänge selbstständig. Dazu gehörte es auch, den Kopf einzuziehen, wenn ein feindliches Flugzeug am Himmel erschien.

Ja, er war dabei gewesen beim Einmarsch in die Hauptstadt des Erzfeindes Frankreich. Er hatte gleich Tausenden Kameraden am Straßenrand gestanden und dem Führer salutiert, als dieser im offenen Wagen die Champs-Élysées hinaufgefahren war in diesem Augenblick des Triumphes. Aber er war auch vor Moskau gelegen im Winter 1941/42, als die deutsche Wehrmacht halb erfroren den Rückzug antreten musste. Seither war der Krieg zu einer ständigen Flucht vor der Roten Armee geworden, die den Eindringling vor sich her nach Westen trieb. Irgendwie hatte er überlebt. Hätte ihn jemand gefragt, wie er das geschafft hatte, während seine Kameraden zerfetzt, verstümmelt und verbrannt in den Wäldern und Flüssen, den Steppen, Städten und Dörfern Russlands geblieben waren, er hätte keine Antwort gewusst.

Er hatte überlebt und er wollte weiterleben, und deshalb duckte er sich noch tiefer in das Gebüsch, während

die amerikanische Thunderbolt eine letzte Schleife über den kleinen Wald zog und in Richtung Westen abdrehte. Keine Flak, kein Maschinengewehr und schon gar kein deutsches Jagdflugzeug hinderten sie daran. All das gab es nicht mehr in diesen letzten Tagen des Tausendjährigen Reiches. Vielleicht hatte der Pilot das Motorrad nicht gesehen? Vielleicht aber war er auch nur auf der Suche nach lohnenderen Zielen, die sich seinen Bordkanonen und Bomben in diesen Tagen reichlich boten.

Hauptfeldwebel Stemmler konnte es nur recht sein. Es war kein Platz in seinen Gedanken für seine Kameraden von der 11. Panzerdivision, die kurz davor standen, sich General Pattons Truppen zu ergeben, und auf die das amerikanische Flugzeug jetzt Jagd machte.

Er gehörte nicht zu ihnen. Wenn man es genau betrachtete, gehörte er zu keiner einzigen regulären Einheit der deutschen Wehrmacht. Nicht mehr, seit er die Schatulle bei sich trug.

Vielleicht, so dachte er bei sich, hatte ihn ja sein Sonderauftrag lebend durch die letzten chaotischen Tage gebracht? Nicht gebunden an taktische Vorgaben und Befehle hatten ihn das kleine Metallkästchen und der schriftliche Auftrag in seiner Brusttasche davor bewahrt, sich an den sinnlosen Verteidigungskämpfen beteiligen zu müssen. Kein Wunder, war der Befehl doch vom Kommandeur der 6. SS-Panzerarmee, Generaloberst Josef Dietrich selbst ausgestellt worden.

Walter Stemmler war die Wichtigkeit des Auftrags spätestens bewusst geworden, als er den Brief gelesen und die Unterschrift gesehen hatte. Das war vor einigen Tagen geschehen, als er das Schriftstück aus der blutgetränkten Uniformjacke Hauptmann Frenzels gezogen hatte. Er

hatte keine Ahnung, was sich in der Schatulle befand, welche die beiden Männer in den langen schwarzen Mänteln seinem Hauptmann in Krakau übergeben hatten, um sie nach Berchtesgaden zu bringen. Sie bestand aus einem ihm unbekanntem schwarzen Metall. Er kannte auch die Bedeutung der Schriftzeichen und Tierbilder auf dem Deckel des Kästchens. Sein Hauptmann hatte sie ihm erklärt.

An der Längsseite war ein winziges Schlüsselloch angebracht, dessen Gegenstück Frenzel an einem Lederband um den Hals getragen hatte, als ihn die Granate in Stücke riss. Das war vor drei Tagen gewesen, kurz nach Pardubice im Reichsprotektorat Böhmen und Mähren. Zum Glück für Hauptfeldwebel Stemmler war das Motorradgespann heil geblieben. Und auch der Umschlag mit ihrem Befehl, den er dem kopflosen Torso, der einmal Jochen Frenzel gewesen war, aus der Jacke gezogen hatte. Blutverschmiert zwar, aber noch deutlich lesbar. Der Schlüssel jedoch lag zusammen mit den nicht mehr zu identifizierenden Überresten seines Vorgesetzten über ein Feld westlich von Prag verstreut und blieb unauffindbar.

Somit war er der Einzige, der von der Waffe wusste. Denn es war eine Waffe, die sich in dem Kästchen befand, das unbemerkt unter dem Sitz des Beiwagens der BMW versteckt lag.

Natürlich hatte niemand Walter Stemmler mit dieser Information vertraut gemacht. Immerhin war er nur Hauptfeldwebel. Doch sein Hauptmann wusste mehr. An dem einen Abend während ihrer langen Flucht, in einem böhmischen Gasthaus, das unversehrt von allen Kriegswirren am Wegesrand stand, hatte er es ihm anvertraut. Vielleicht war es die unwirkliche Atmosphäre der Situation gewesen, vielleicht das Bier, das sie getrunken hat-

ten? Jedenfalls hatte Hauptmann Frenzel ihn ermahnt, nie zu versuchen, das Kästchen zu öffnen. Davor hätten ihn die beiden Männer in den langen Mänteln eindringlich gewarnt. *Büchse der Pandora*, hätten sie es genannt, und dass alle sterben würden, sollte der Inhalt des Kästchens bekannt werden.

»Wirklich alle!«, hatte Frenzel mit schwerer Zunge nachdenklich wiederholt, ehe ihn der Alkohol in den Schlaf getragen hatte. Seit diesem Tag war sich Walter Stemmler bewusst, dass die Schatulle auf keinen Fall dem Feind in die Hände fallen durfte.

Aber wohin damit? Berchtesgaden? München? Berlin? Alles zu spät! Russen, Engländer und Amerikaner waren schneller gewesen. Es war zu spät für diese neue Wunderwaffe, wie es auch zu spät für all die anderen gewesen war. Nicht einmal die V2 hatte den Krieg zugunsten Deutschlands entscheiden können.

Wohin damit? Seit dem Tod seines Hauptmanns zermarterte er sich das Gehirn über diese Frage und fand doch keine Antwort. Also fuhr er einfach weiter nach Westen, in der Hoffnung, das Schicksal wiese ihm den Weg. Und so war er hier gelandet, in diesem kleinen Wäldchen bei Kdyně. Inzwischen hatten die amerikanischen Flugzeuge am Himmel die russischen abgelöst. Die deutsche Grenze lag fast in Sichtweite vor ihm. Die Heimat würde jedoch keinen Schutz bieten.

Langsam kroch er aus seinem Versteck und schlich zu seiner BMW hinüber. Die Thunderbolt war verschwunden, der blaue Himmel über diesem Maitag unbefleckt. Weit entfernt störten Kanonendonner und Bombeneinschläge die Idylle. Das Brummen schwerer deutscher Kampfpanzer vom Typ Tiger drang von den Hügeln im

Süden zu ihm herab. Er warf die Zweige, mit denen er das Motorrad getarnt hatte, zur Seite und setzte sich in den Sattel. Die BMW sprang sofort an. Langsam rollte er auf die Straße und weiter in Richtung Westen, wo die Hügel des Böhmerwaldes in die des Bayerischen Waldes übergingen.

*

Spätestens als er die deutsche Grenze erreichte, wusste er, dass der Krieg endgültig verloren war. Auch die apokalyptische Zerstörung, die sich in seinen Händen, oder vielmehr unter dem Sitz des Beiwagens befand, konnte dies nicht mehr verhindern. Und er wusste, dass er ab jetzt zu Fuß laufen musste. Nicht nur, weil sein Benzinvorrat zu Ende war. Nein, auch weil die Straßen vor amerikanischen Truppen wimmelten. Dazwischen immer wieder versprengte deutsche Einheiten. Ihre Fahrzeuge zerschossen, ihre Soldaten erschöpft und verwundet, in ihren Augen diese Mischung aus Entsetzen und nacktem Überlebenswillen.

Er stellte das Gespann einfach am Straßenrand ab, packte das kleine Kästchen in seinen Rucksack und marschierte quer über die Wiesen los. Die Maschinenpistole ließ er zurück. Wozu sollte er sie brauchen? Die Walther P38 musste jetzt reichen, um ihn zu schützen.

Die nächsten Stunden kam er nur langsam voran. Am Tag versteckte er sich in einer Scheune. Im Schutz der Nacht schlich er weiter, ohne zu wissen, wohin er eigentlich wollte. Gleich hinter der Grenze umging er den Ort Eschlkam, und hätte er geahnt, dass hier in diesen Stunden Generalleutnant Wend von Wietersheim die Kapitulation der 11. Panzerdivision unterzeichnete, er hätte sich viel-

leicht sofort dem Schicksal seiner Kameraden angeschlossen. So aber marschierte er weiter.

Am Morgen des zweiten Tages traf er eine Handvoll deutscher Soldaten unter Führung eines Unteroffiziers. Die ehemalige Besatzung eines Sturmgeschützes schlich unbewaffnet zu Fuß über einen Feldweg. Auf seine Frage »Wohin des Weges?« erfuhr er, dass sie sich zur Sammelstelle in Kötzing begeben sollten. Dort wartete die amerikanische Gefangenschaft auf sie.

Das bestätigte seine Befürchtungen. So weit war es also bereits gekommen! Wenn jetzt schon ganze Divisionen kapitulierten, dann war das Ende des Reiches nicht mehr fern. Ein letztes Mal versteckte er sich, bis die Sonne am östlichen Horizont verschwand. Eine amerikanische Patrouille fuhr im offenen Geländewagen vorbei. Er kroch tiefer in das Dunkel des Schuppens, in dem er untergekommen war, und nutzte die Zeit des Wartens. Der Bleistift in seiner Jackentasche war nur noch ein Stumpfen, den er mit seinem Feldmesser anspitzte. Da er kein Papier hatte, musste sein Befehl herhalten. Walter Stemmler schrieb seine Gedanken zwischen die Schreibmaschinenzeilen, die ein Adjutant des Stabes im Hauptquartier der Division – vor einer Ewigkeit, wie es ihm schien – getippt hatte.

Er schrieb von der Schatulle und vom Untergang der Menschheit.

Er schrieb von Tod und Elend, den beiden Geschwistern, die er während seiner Jahre im Krieg zu oft gesehen hatte.

Er schrieb von seiner Frau und seiner Tochter, die er nur einmal während eines Fronturlaubs hatte besuchen dürfen.

Er schrieb von der Hoffnung, sie wiederzusehen.

Auf der Rückseite des Befehls fand sich eine kleine Stelle unbeschriebenen Papiers. Er hielt inne, dann begann er

zu zeichnen. Im Licht des aufgehenden Mondes malte er ein Kreuz, einen Wolf und eine Schlange, er schrieb Zahlen und Namen.

Als er fertig und vom Bleistift fast nichts mehr übrig war, überlegte er kurz, den Befehl, der nun zugleich sein Vermächtnis war, zusammen mit der Schatulle zu begraben, doch dann steckte er ihn wieder in die Tasche seiner Wehrmachtsuniform. Sollte er aufgegriffen werden, konnte er das Blatt Papier noch immer vernichten. Notfalls würde er es einfach runterschlucken.

Noch einmal betrachtete er die Symbole auf dem Deckel des Kästchens. Mit dem Zeigefinger fuhr er die Linien entlang. Sie waren nicht nur aufgemalt, sondern in das Metall eingraviert. Sein Finger verweilte kurz auf dem Hakenkreuz, dann griff er nach seinem Hemd, riss es in Streifen und umwickelte das Kästchen. Das Ganze steckte er in seinen Rucksack. Er wusste jetzt, was er zu tun hatte. Wenn der Schrecken, der ihm anvertraut worden war, schon seinem Vaterland nicht mehr von Nutzen sein konnte, dann sollte auch niemand anderer davon erfahren. Er konnte es nicht vernichten, also musste er es verstecken. Und er wusste bereits, wo. Sollten sein Land und sein Volk dieses Geheimnis noch benötigen, konnte er ja wiederkommen und seinen Auftrag zu Ende führen. Die Nacht war endlich da. Sie würde ihn und sein Vorhaben verbergen. Vorsichtig lugte er aus der Scheune. Vor dem Mond erhoben sich dunkel ein Hügel und darauf die Reste einer Burg.

*

Im fahlen Licht der Sterne und des Mondes stolperte er durch die Ruine. Er trug keine Lampe bei sich und wenn,

dann hätte er es nicht gewagt, sie zu entzünden. Von hier oben hätte man sie kilometerweit gesehen. Von der Burg war nicht mehr viel übrig. Nur die Ecke eines Turmes zeugte von ihrer einstigen Größe. Langsam tastete er sich ans Ende des Innenhofes bis zu einer brüchigen Außenwand. Dort machte er sich an die Arbeit.

*

Walter Stemmler versteckte die Schatulle so, dass sie niemand so leicht entdecken würde. Es müsste schon jemand kommen, der die alten Gemäuer untersuchte oder diese endgültig abriß. Die Stelle hatte er so gewählt, dass er sie auf jeden Fall wiederfinden konnte. Sorgfältig schob er den letzten Stein an seine ursprüngliche Position zurück. Und ebenso vorsichtig verließ er die Burg und den Berg.

*

Ein paar Minuten später befand er sich wieder unten im Tal. Er war nicht durch den Ort gegangen, sondern über eine Wiese, und erreichte auf direktem Weg einen Bauernhof. Ein kleines Anwesen, das sich in den Schatten des Berges und der Burg darauf duckte. Haus, Scheune und Stall wirkten heruntergekommen und verlassen, und doch hörte er das Muhen einer Kuh und das Gackern einiger Hühner. Aus dem Stall kämpfte das schwache Licht einer Lampe gegen eine verschmutzte Fensterscheibe und die Dunkelheit draußen an. Jemand versorgte die Tiere.

Eine Frau, erkannte er, als sich die Stalltür öffnete. Die Bäuerin wirkte müde und erschöpft. Mit schweren Schrit-

ten schlich sie auf das Haus zu. Einige Minuten später lag der Hof dunkel und leise da.

Walter Stemmler spürte den Hunger zum ersten Mal seit Stunden. Die Aufregung hatte ihn diesen ganz vergessen lassen, doch jetzt meldete er sich mit aller Kraft. Vielleicht ließ sich im Stall ja etwas Essbares finden? Ein Ei oder ein bisschen Milch? Und wenn nicht? So musste er eben bis morgen warten. Dann würde er sich den Amerikanern stellen. Das Schriftstück in seiner Jacke würde er in seinen Schuhen verstecken. Die Amis hatten sicher einen Bissen Brot für ihn. Die Wahrscheinlichkeit auf ein Überleben in ihrer Gefangenschaft lag jedenfalls wesentlich höher, als bei den Russen.

Dennoch! Sein Magen drängte ihn, hineinzugehen und nachzusehen. Sechs Jahre Überleben im Krieg gemahnten ihn zur Vorsicht. Die Stalltür war gut geschmiert. Ohne Quietschen gab sie ihm den Weg frei. Die Dunkelheit nahm seinen Augen einige Sekunden des Sehens. Nichts war zu hören. Langsam trat er näher. Rechts vor ihm gewahrte er die Augen einer Kuh, die ihn neugierig ansah.

»Du schläfst ja noch gar nicht«, flüsterte er lächelnd. Es waren seine letzten Worte.

*

Hauptfeldwebel Walter Stemmler starb nicht in der Schlacht von Gembloux im Mai 1940, als er mit dem XIV. Panzerkorps Frankreich gestürzt hatte. Er erfror auch nicht ein Jahr später wie viele seiner Kameraden der 9. Armee vor Moskau. Er starb weder durch eine französische noch durch eine russische Kugel. Walter Stemmler starb in der Heimat durch den Schlag einer langstielligen Axt, die mit

sauberem Schnitt seine Wirbelsäule zwischen dem vierten und fünften Halswirbel durchtrennte. Er hörte den Schlag kommen, konnte jedoch nicht mehr reagieren. Als er auf dem Boden aufschlug, war Walter Stemmler bereits tot. Und mit ihm das Geheimnis um das Versteck der Schatulle.

*

Der Junge blickte mit teilnahmslosem Gesichtsausdruck auf den Mann hinab. Er hatte erwartet, dass dieser durch die Tür kommen würde. Da er nicht sonderlich groß war, hatte er sich auf die Kartoffelkiste gestellt. Er wollte den Mann ja nicht in den Rücken schlagen! Der Junge war kräftig und er hatte gelernt, mit der Axt umzugehen. Von hier oben sollte ein waagrechter Schlag in den Hals gelingen! So war es dann auch gekommen. Irgendwie hatte die Klinge es geschafft, zwischen zwei Wirbel einzudringen und den Mann, der ein Soldat gewesen war, sofort zu töten, ohne seinen Kopf vom Rumpf zu trennen.

Der Junge hatte den Mann beobachtet, seit dieser die Ruine droben am Schlossberg verlassen hatte. Er hatte, wie fast jeden Abend, am Fenster seiner Stube unter dem Dach des Bauernhauses gesessen und hinaus in die von Mond und Sternen erhellte Dunkelheit gestarrt. An diesem Tag hatte eine greifbare Aufregung die Menschen im Dorf erfasst. Ganze Heerscharen von Soldaten waren vorbeigezogen. Amerikaner und Deutsche! Die einen sauber und wohlgenährt, die anderen zerlumpt und ausgehungert. So hatte es ihn nicht verwundert, dass es ein deutscher Landser war, der sich in dieser Nacht auf ihren Hof schlich.

Sicher ein Deserteur, dachte der Junge. In jedem Fall aber ein Plünderer, der ihn und seine Mutter um Hab

und Gut bringen wollte. Großvater, der blind und lahm drüben in seiner Kammer auf den Tod wartete, hatte ihn gewarnt: »Sie werden kommen! Wenn der Krieg zu Ende geht, werden sie kommen und uns alles nehmen!«, hatte er zwischen zwei Hustenanfällen, die den alten Mann in letzter Zeit immer häufiger quälten, geröchelt. »Dann musst du den Hof und deine Mutter beschützen!«, hatte er dem Jungen aufgetragen. Und das wollte er auch! Schließlich war er für alles verantwortlich, seit Vater fortgegangen war.

Der Soldat war vornübergefallen. Sein Blut tränkte die Streu des Stallbodens. Der Junge würde sie noch beseitigen müssen. Morgen früh, dachte er. Er stieg von seiner Kiste, legte die Axt zu Seite und drehte den Toten auf den Rücken. Er wollte das Gesicht des Mannes sehen. Hatte so auch sein Vater ausgesehen, im Augenblick des Todes? Ausgemergelt, hart, verzweifelt, hoffnungslos! Waren seine Augen ebenfalls weit aufgerissen gewesen, als er den Heldentod für Deutschland gestorben war, wie es sein Kompaniechef, an dessen Namen sich der Junge nicht mehr erinnerte, geschrieben hatte? War noch Zeit gewesen, Angst zu empfinden, oder hatte ihn die Panzergranate in Stücke gerissen, ohne dass er es bemerkt hatte?

Der Junge konnte sich nicht an das Gesicht seines Vaters erinnern. Es sollte das Gesicht dieses Mannes hier sein, das ihn für den Rest seines Lebens verfolgen würde. Doch das wusste der Junge in diesem Augenblick noch nicht. Neugierig beugte er sich zu dem Mann hinab und nahm dessen Pistole an sich. Er wusste, was die Amerikaner mit Leuten machten, die eine Waffe besaßen. Die Alten im Dorf hatten es erzählt. Aber noch war der Krieg ja nicht verloren und außerdem kannte er die besten Verstecke

weit und breit. Niemand würde die Pistole finden! Dann durchsuchte er die Taschen des Toten: eine Handvoll Patronen, ein Kompass, ein Messer, ein Umschlag mit einem Brief, eine Geldbörse ohne Geld, dafür mit Bildern einer Frau und eines Mädchens, ein Verwundetenabzeichen, ein Eisernes Kreuz II. Klasse, ein Bleistiftstumpfen, die Erkennungsmarke.

Sorgfältig legte er alles beiseite. Später konnte er sich die Sachen noch genauer ansehen. Jetzt aber musste erst einmal der Tote verschwinden. Der Junge packte den Mann bei den Beinen. Überrascht stellte er fest, wie leicht dieser war. Er hatte offenbar schon lange nicht mehr genug zu essen bekommen. Im ersten Augenblick dachte er daran, die Leiche im ehemaligen Brunnen unter dem Stall zu verstecken. In früheren Jahren, als der Großvater des Jungen den Hof gegründet hatte, hatten sie beim Ausgraben des Kellers eine Quelle gefunden. Was lag näher, als den Brunnen dort zu errichten, wo das Wasser am dringendsten benötigt wurde? Die Quelle war versiegt, aber den Brunnen gab es noch immer. Tief und trocken lag er versteckt unter den Gewölben des Stalles. Nur ein Holzdeckel verhinderte, dass jemand in der Dunkelheit dort unten in die Tiefe fiel. Sein Vater hatte vor seiner Einberufung an die Front jedes Jahr die losen Steine des Kellers notdürftig mit Lehm verschmiert, doch seit er das Vaterland weit weg von diesem verteidigt hatte, ging niemand mehr dort hinab. Sollten aber die Amerikaner nach Waffen oder anderem suchen, würden sie den toten Landser finden.

Aber nicht dort, wohin ich ihn bringen werde, dachte der Junge. Vorsichtig band er Lisa los. Dann nahm er die ganze Kraft seines jungen Körpers zusammen und hob und schob die Leiche über ihren Rücken. Er nahm einen

Strick von der Wand und band damit Arme und Beine des Mannes unter dem Bauch der Kuh zusammen.

Bevor er sich auf den Weg machte, sah er sich draußen um. Niemand war in der Nähe. Leise und langsam trieb er Lisa aus dem Stall. Es schien, als würde die Kuh, die das Überleben der drei Menschen auf dem Hof sicherte, die Anspannung des Jungen spüren. Ohne einen Laut von sich zu geben, trug sie ihre Last hinauf zur Burg. Der Kopf des Mannes pendelte bei jedem ihrer Schritte hin und her, sodass der Junge befürchtete, dieser könnte sich vom Körper lösen und wie eine Kegelkugel den Berg hinabrollen. Glücklicherweise hielten Sehnen und Hautfetzen und nichts dergleichen geschah.

Oben angekommen tätschelte er Lisas Hals. Wildes Gras und Gestrüpp bedeckten den Boden und die Reste des einst stattlichen Baus. Obwohl nur fahles Mondlicht die Szenerie erhellte, war sein Tritt sicher. Er kannte hier jeden Stein und jeden Strauch. So wusste er natürlich von dem Brunnen und der Zisterne, die einst die Bewohner der Burg mit Wasser versorgten.

Er löste den Knoten des Strickes. Schwer fiel der tote Körper zu Boden. Der Junge ging zum Brunnen hinter den Brombeerbüschen, gleich links unter dem Fels, auf dem ehemals eine Kapelle über die Burg wachte. Irgendjemand hatte ihn mit Brettern abgedeckt. Wohl, um Ziegen und Kinder, die sich hier oben herumtrieben, vor dem tödlichen Sturz in die Tiefe zu bewahren. Niemand wisse, wie tief der Brunnen sei, und noch nie sei etwas, was hineingefallen war, je wieder ans Licht der Sonne gelangt, hatte seine Mutter gesagt und ihn stets davor gewarnt, die Holzbohlen über dem Loch zu entfernen, wollte er nicht für immer von dieser Erde verschwinden. Er hatte sich an

die Warnung gehalten. Jetzt jedoch musste der Mann verschwinden! Er begann, die Bretter zur Seite zu schieben. Kein leichtes Unterfangen, waren diese doch regelrecht festgewachsen. Moder und Kälte schlugen ihm entgegen. Noch einmal bedurfte es all seiner Kraft, den Mann hierherzuschleppen und über die Mauer zu heben.

Der Soldat beobachtete seine Anstrengungen aus toten Augen.

Selbst schuld, schienen sie zu sagen. Warum hast du das getan? Was hast du dir nur dabei gedacht?

Dann hatte er es endlich geschafft. Da er nicht die Kraft hatte, den Mann langsam in die Tiefe hinabzulassen, rollte er ihn über den Rand und warf ihn mit einer letzten Anstrengung hinab. Mit einem dumpfen Platscher schlug er weit unten auf das Wasser auf.

Der Junge sah noch minutenlang in die Tiefe, dann erinnerte er sich an Lisa, Mutter und Opa. Es war an der Zeit zurückzukehren. Er legte die Bretter wieder auf ihren Platz, streute Blätter und Gras darüber und ging zu Lisa. Die Kuh sah ihn aus vorwurfsvollen Augen an.

»Hab ich dich um deinen Schlaf gebracht«, sagte er. »Tut mir leid. Gleich sind wir wieder in deinem Stall.«

Er strich zärtlich über ihren Kopf. Wenn er es recht betrachtete, war das Tier in den letzten Monaten sein einziger Freund gewesen. Treu und zuverlässig, so wie in dieser Nacht. Seite an Seite, und ohne von jemandem gesehen zu werden, gingen sie hinab zu dem kleinen Hof am Fuße des Berges. Hoffentlich hat niemand im Haus etwas gehört, dachte er. Doch Mutter und Großvater waren alt an Jahren und jeder Tag ließ sie müde zurück. Er führte Lisa in den Stall und band sie fest. Ein letztes Mal für diesen Tag tätschelte er die Kuh am Hals, nahm die Habseligkeiten des

Mannes und schlich ins Haus zurück. Noch einmal ging sein Blick hinauf, dorthin, wo sich die Silhouette des Turmes vor den Sternen abhob. Großvater und Mutter hatten von den Geschehnissen dieser Nacht nichts bemerkt.

Zwei Tage später kapitulierte das Großdeutsche Reich. Der Krieg war zu Ende.

PROLOG

Regensburg – Donauufer beim Dultplatz

Die Kälte des Wassers stach mit tausend Nadeln in ihre Haut und riss sie aus der Bewusstlosigkeit. Sie öffnete die Augen und sah – nichts! Undurchdringliche Dunkelheit umgab sie. Ihr war furchtbar übel und es schien, als sei ihr ganzer Körper ein einziger Quell des Schmerzes, dessen Zentrum in ihren Händen lag.

Obwohl sie völlig orientierungslos war, bemerkte sie, dass sie sich unter Wasser befand. Langsam sank sie tiefer. Eine Erkenntnis, die in Panik mündete. Ihre Arme und Beine begannen zu zucken. Ihre Augen waren keine Hilfe, doch die Richtung, in der sich ihr Körper bewegte, zeigte ihr, wo oben war. Sie war eine ausgezeichnete Schwimmerin, doch beim Fall ins Wasser war sie bewusstlos gewesen. Dies bedeutete, der Luftvorrat in ihren Lungen musste bald aufgebraucht sein.

Wieso war sie bewusstlos gewesen? Warum befand sie sich überhaupt in dieser misslichen Lage? Sie war doch

spazieren gegangen. Und dann? Es schien, als blockiere eine dicke Nebelwand ihre Erinnerungen.

Ihre Beine schlugen und ihre Arme ruderten, um sie nach oben zu bringen. Nach oben, dorthin, wo das Leben auf sie wartete. Sie war noch nicht tief gesunken. Es dauerte nur Sekunden und doch saugten ihre Lungen gierig nach Luft, als ihr Kopf die Oberfläche des Wassers durchbrach.

Sie drehte sich um ihre Achse, doch war da nur Dunkelheit. Ihre Hand tastete nach ihrer Brille, sie fand sie nicht. Erst jetzt bemerkte sie den Regen, der einen dichten Vorhang um sie legte. Unzählige Tropfen trommelten auf die aufgewühlte Wasseroberfläche und versperrten die Sicht. Sie versuchte sich zu beruhigen. Das wilde Zucken und Zappeln ihrer Arme und Beine ging in kontrollierte Schwimmbewegungen über. Der Regen ließ etwas nach und gab den Blick auf das nahe Ufer frei. Nur wenige Meter, dachte sie.

Sie stellte sich zwei Fragen: Was? Warum?

Schlagartig kam alles zurück. Ein Mann! Der Mann! Er hatte ihr Fragen gestellt. Was für Fragen? Julia! Irgendetwas mit Julia. Richtig! Weitere Begriffe tauchten zusammenhanglos auf: ihr Laptop! Ein Kästchen! Eine Schlange! Ein Wolf!

Dann Schmerzen! Ihre Hände, ihre Finger!

Mit langsamen Bewegungen schwamm sie los. Wasser vermischt mit Tränen verschleierte ihren Blick. Sie wollte leben, und dazu brauchte sie Hilfe. Ihre Gedanken wirbelten wild durcheinander, blieben bei ihrem Freund hängen. Wo war er nur? Sie brauchte ihn. Jetzt!

»Hilfe!«, würgte sie gurgelnd hervor. »Hilfe!« Obwohl das Ufer fast schon in Griffweite lag, spürte sie keinen

Grund unter den Füßen. Plötzlich schälte sich eine Gestalt aus der Dunkelheit. Sie beugte sich herab, kniete sich hin und streckte ihr die Hand entgegen. Mit letzter Kraft griff sie zu. Sie spürte, wie sie gezogen wurde, heraus aus dem Wasser.

»Danke!«

»Komm schon! Ich hab dich.«

Sie blickte nach oben, sah ein Lächeln. Die Stimme war vertraut, klang besorgt.

Wer? In ihrem Kopf vermischten sich Gesichter und Namen.

»Hilfe! Michi, hilf mir!«

Das Lächeln verschwand. Die Hand ließ die ihre los. Verzweifelt packte sie noch einmal zu. Ihre Fingernägel krallten sich fest. Ein letztes Aufflackern ihres Willens. Dann schwanden ihre Kräfte. Sie spürte, wie ihr die rettende Hand entglitt und sich auf ihren Kopf legte. Sanft wurde sie nach unten gedrückt. Noch einmal gelang es ihr, an die Oberfläche zu kommen. Ein letzter Gedanke: Warum?

Die Hand drückte fester.

In der gleichen Nacht, nur später. Chamerau, Ortsteil Roßberg

Das Haus lag wunderbar. Nicht nur, weil es am Tag einen fantastischen Ausblick auf den Fluss drunten im Tal bieten

musste. Auch die Wiese vor der Terrasse und die dunklen Bäume, hinter denen es sich verbarg, machten es einzigartig. Letztendlich aber war es die Einsamkeit des Hauses, die ihn begeisterte. Abseits der nächsten menschlichen Behausungen, nur durch einen Feldweg mit der öffentlichen Straße verbunden, bot es geradezu ideale Bedingungen für sein Vorhaben.

Er hatte es vermieden, den Wagen oben bei dem halben Dutzend Häuser und der Sternwarte, die er hier nicht erwartet hatte, abzustellen. Obwohl die Wahrscheinlichkeit, um vier Uhr morgens einem Spaziergänger oder einem Bewohner dieses Dorfes zu begegnen, verschwindend gering war, ging er kein Risiko ein. Jetzt stand der Audi mit der Nummer einer Leihfirma, den er unter falschem Namen und mit falschen Papieren besorgt hatte, am Rande eines Waldweges außerhalb der Ansiedlung.

Er hatte sich den Weg zu dem Haus auf Google Earth angesehen und eingepägt. Das Licht der mond hellen Nacht sollte ein Übriges tun, doch im Dunkel der Hohl-gasse, durch die er nun stolperte, sperrten Sträucher und Blätter das fahle Licht aus. Vorsichtig Fuß vor Fuß setzend arbeitete er sich hinab bis zum Rand des Waldes, hinter dem er das Haus wusste. Rechts des Weges stand in einer Einbuchtung ein Auto. Hätte das Mädchen, das sein Ziel war, ihren Wagen mitten auf der Straße geparkt, er wäre dagegengelauften. Und hätte sie gewusst, dass er kommt, sie wäre geflohen und hätte sich wimmernd vor Angst versteckt.

Wie ein Tunnel tauchte der Weg in die Wand aus Bäumen ein. Er tastete sich voran. Die frühe Morgenstunde würde seinen Plan begünstigen. Das Türschloss sollte kein Problem für ihn darstellen. Genauso wenig wie das Mäd-

chen. Er würde sie im Schlaf überraschen. Die Frage, ob sie ihm die Schatulle aushändigen würde, stellte sich nicht. Er wusste, er konnte sehr überzeugend sein.

Vor ihm schälten sich die Umrisse des Hauses aus dem dunklen Grau des Hintergrunds. Seine Hand tastete in seiner Tasche nach dem Dietrich, der ihm die Tür hinein öffnen sollte, als ein plötzliches Geräusch all seine Sinne in Anspruch nahm. Er verharrte in der Bewegung und hielt den Atem an. Dann trat er lautlos in den Schatten einiger Büsche am Rande des Weges. Das Haus stand auf einer Lichtung. Die Bäume wichen zurück und gewährten dem Mondlicht Einlass.

In seinem Schein rangen zwei Gestalten miteinander. Ein nur wenige stumme und lautlose Sekunden dauerndes surreales Schattenkabinett des Todes. Denn jetzt hob sich der Arm des einen und fuhr wieder hernieder, traf den anderen, trennte einen Arm von dessen Schatten. Ein dumpfes Aufstöhnen kündete den unvermeidlichen Schrei an. Noch einmal hob sich der Arm, noch einmal senkte er sich, würgte den Ruf in seiner Entstehung ab, streckte den anderen zu Boden. Der schwere Atem des Überlebenden keuchte durch die folgende Stille.

Er hielt die Luft an. Seine Gestalt verschmolz mit der Dunkelheit der Bäume, blieb unsichtbar für den Sieger dieses nächtlichen Kampfes, der kurz innehielt. Dann packte dieser den leblosen Körper, schwang ihn ächzend über seine Schulter und trug ihn den Weg hinauf. Von oben hörte er das leise Zuschlagen eines Kofferraums. Es war also das Auto des anderen und nicht das des Mädchens.

Er verharrte weiter regungslos in seinem Versteck, da der andere zurückkam. Das Licht einer Taschenlampe fraß sich in die Dunkelheit. Zielloos strich sein Schein über den

Boden, um nach einer Minute wieder zu erlöschen. Dann verschwand er endgültig den Weg hinauf. Eine Autotür öffnete und schloss sich, ein Motor brummte leise auf, Fahrgeräusche der Räder auf dem steinigen Untergrund. Dann Stille.

Er fluchte leise in sich hinein. Das Mädchen war jetzt sicher wach und gewarnt. Sollte er seine Mission abbrechen? Nein, entschied er. Es musste sein. Nach den Ereignissen dieser Nacht würde sie morgen nicht mehr hier sein oder noch schlimmer, die Polizei rufen.

Also los! Mit wenigen Schritten war er an der Tür. Diese zu öffnen, dauerte nur Sekunden. Er zog seine Pistole, schraubte den Schalldämpfer auf und entscherte die Waffe. Seine Hand tastete nach einem Lichtschalter. Für Heimlichkeiten war jetzt keine Zeit. Durch einen kurzen Flur erreichte er das Wohnzimmer, fand auch hier das Licht und machte es an. Mit einem Blick erfasste er den Raum. Eine Couch, zwei Lesestühle, ein Schreibtisch, ein Fernseher, ein kleiner Schrank. Alles älteren Datums. Fenster und eine Tür ins Freie, zwei weitere Türen. Eine in eine kleine Küche, eine andere in einen winzigen Flur. Wieder zwei Türen. Eine ins Bad, eine ins Schlafzimmer. Dort, das Bett: unbenutzt. Die Tür zur Terrasse verschlossen.

Das Mädchen war nicht hier!

Konzentriert und schnell durchsuchte er das Haus. Fünf Minuten später wusste er, dass die Schatulle nicht hier war. Außer, das Mädchen hatte sie besonders gut versteckt. Was war mit den beiden anderen? Dem Überlebenden und dem, der jetzt tot in dessen Kofferraum lag? Hatten sie die Schatulle vielleicht schon an sich genommen und waren darüber in Streit geraten?

Vorsichtig verließ er das Haus, so, wie er es betreten hatte. Er hatte keine Schubladen herausgerissen und keine

Möbel umgeworfen. Nichts deutete auf seinen Besuch hin. Er schloss die Tür und ging, ohne sich noch einmal umzusehen, den Weg hinauf zu seinem Auto. Er knirschte mit den Zähnen. Wie viele wussten noch von der Sache? Wie viele wollten ihm den Fund des Mädchens streitig machen? Wie dem auch sei. Ab jetzt durfte er keine Zeit mehr verlieren. Das Rennen um die Schatulle war eröffnet.

*

Der Mann trat aus dem sicheren Dunkel des Waldes. Sollte er sich Zutritt zum Haus verschaffen? Er entschied, dass das nicht nötig war. Der andere war ihm zuvorgekommen, aber auch er war zu spät gewesen. Auch er hatte den Ausgang des Kampfes abgewartet. Dann hatte der andere das Haus durchsucht, aber das Mädchen offenbar nicht angetroffen. Und er hatte nichts in den Händen getragen, als er wieder herausgekommen war. Das bedeutete, dass sich die Schatulle noch in ihrem Besitz befand.

Das nächtliche Duell hatte seinen Auftrag erleichtert. Nur wer war der andere? Er würde sich um ihn kümmern müssen. Zuerst aber galt es, das Mädchen zu finden. Auch ihr Tod würde unvermeidlich sein. Doch zuvor musste sie ihm das Versteck des kleinen und so wertvollen Kästchens verraten. Der Mann drehte sich um und verschwand in der Dunkelheit.